

Rezensionen

Brigitte Boothe

Höflichkeit als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen:

Journal of Politeness Research: Herausgeber: Chris Christie (Geschäftsführender Herausgeber), Francesca Bargiela, Sandra Harris, Sara Mills, Richard Watts. Jährlich zwei Hefte von je 150 Seiten; Druckformat sowie Online-Zugang. Print ISSN 1612-5681 Online ISSN 1613-4877.

Watts, Richard J./Ide, Sachido/Ehlich, Konrad (eds.) (2005): *Politeness in Language. Studies in its History, Theory and Practice*. Second revised and expanded edition. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (first edition 1992). 404 Seiten. ISBN 3 11 0195 49 0 hc. ISBN 3 11 018300 5 pb.

(1.) Das englischsprachige *Journal of Politeness Research* bietet ein internationales und interdisziplinäres Forum für die expandierende Forschung zum breit gefächerten Gebiet der Höflichkeit. Die Zeitschrift publiziert Originalbeiträge, Buchbesprechungen, Tagungs- und Projektberichte sowie Veranstaltungshinweise.

Die Gegenstandswelt der Höflichkeit eröffnet zwanglos personale Perspektiven in Spannung zu gesellschaftlich-kulturellen Perspektiven: Höfliche Verkehrsformen machen personale Achtung und Anerkennung geltend, und höfliche Verkehrsformen distanzieren zugleich vom Persönlichen. Höfliches Benehmen kultiviert das Interesse des Anderen und tut dies zugleich aus souveräner Warte. Höflichkeit ist die Würdigung des Fremden, und Höflichkeit ist eine stabile Intimisierungsschranke. Die Analyse der Höflichkeit als Tugend und im Kontext professioneller Praxis (diplomatischer Dienst, Hotelbetrieb) eröffnet aussichtsreiche normative Analysen, die Ethnographie der Höflichkeit im sozialen Kontext und im interkulturellen Feld recherchiert Funktions- und Erscheinungsvielfalt der Höflichkeit, auch

im Kontext der interessanten Fragen nach dem Verhältnis von Höflichkeit und Authentizität, Höflichkeit als Kontrollmacht versus Höflichkeit als Befriedungschance.

Autoren und Leser des *Journal of Politeness Research* sind eingeladen, Höflichkeit zu thematisieren als Gegenstand der Sprach- und Kommunikationswissenschaft, der Literatur-, Kunst-, Film- und Kulturwissenschaft, der Ethnologie und Geschichte, Soziologie, Pädagogik, Politikwissenschaft und Psychologie; das Spektrum ist offen erweiterbar, etwa auch ins evolutionsbiologische oder theologische und philosophische Feld hinein.

Band 1, 1. Halbband 2005

Das Heft trägt den Untertitel *Language, Behaviour, Culture* und versammelt theoretische, konzeptuelle und empirische Beiträge überwiegend linguistischer Provenienz: zu Höflichkeitstheorie und Beziehungsarbeit (*Miriam A. Locher* und *Richard J. Watts*; beide englische Sprachwissenschaft, Universität Bern, Schweiz) zu Unhöflichkeit und Unterhaltung im Fernsehquiz (*Jonathan Culpeper*; englische Sprachwissenschaft, Universität Lancaster, England), eine Standortbestimmung von Sozialpsychologie, kognitiver Psychologie und sprachlichen Höflichkeitsformen (*Thomas Holtgraves*; Psychologie, Ball State Universität, USA), zu Unhöflichkeit und Strategien der Gesichtswahrung (*Helen Spencer-Oatey*; Sprachwissenschaft, Psychologie, Universität Cambridge, England), zu Höflichkeit, Humor und dem Kontakt von Mann und Frau am Arbeitsplatz (*Janet Holmes* und *Stephanie Schnurr*; beide Sprachwissenschaft, Victoria Universität Wellington).

Die Reihe der wissenschaftlichen Artikel hat ihren Auftakt mit den begrifflichen, durch illustrative Diskursvignetten bereicherten Überlegungen von Locher & Watts. Sie thematisieren eingangs die in Fachkreisen prominente und den Forschungsprozess stimulierende Theorie von Brown & Levinson (1987). Dort ist Höflichkeit eine individuelle Disposition, dem sozialen Gegenüber zur Gesichtswahrung

zu verhelfen. Gesichtswahrung greift aber zu kurz, ebenso eine bloß individuelle Disposition, wie bereits in Goffmans bahnbrechenden Studien zum *face work* (1955, 1967) sinnfällig wurde. Höflichkeit ist vielmehr Beziehungsarbeit, *relational work*, nach Locher & Watts, wird zwischen den Beteiligten geschaffen und ausgehandelt. Höflichkeit entsteht als soziale Leistung zwischen den Kommunikationspartnern. Es geht um die Dynamik von Zuwendung und Dezenz, Interesse und Bemächtigung, Familiarität und Respekt, Offerte und Offensive.

(2.) Das Buch *Politeness in Language. Studies in its History, Theory and Practice* entstand auf der Basis der Jahresversammlung der Societas Linguistica Europea in Freiburg i.B. 1988, in dem ein Workshop über höfliches Sprechen abgehalten wurde. Die Leitung hatten die drei BuchautorInnen; Professor Watts, Universität Bern, Professor Ehlich, Universität München, Professor Ide, Frauenuniversität Tokio. Das Publikationsanliegen war zum einen, ein Konzept der Höflichkeit zu profilieren, das eigenständig der Höflichkeitsforschung in den USA und in Großbritannien gegenübertritt, und zum andern, vier Arbeitsgebiete vorzustellen: (1) die historische Verfasstheit der Höflichkeit wie auch der Höflichkeitsforschung, (2) die fundamentalen theoretischen Probleme einer Linguistik der Höflichkeit, (3) Modelle empirischer Forschung, (4) theoretische und empirische Probleme einer nicht-westlich orientierten Konzeptualisierung der Höflichkeit.

Die Auseinandersetzung mit und die Abgrenzung vom Werk der bereits erwähnten prominenten Autoren Brown & Levinson (1987) spielen auch für das Buch eine Schlüsselrolle. Dass höfliche Personen bereit und fähig sind, dafür zu sorgen, dass in Risikosituationen Bloßstellung vermieden wird und dass die Kunst der Risikominderung höchst variantenreich ist und empirische Bestandsaufnahme verdient, leuchtet ein, berührt aber bestenfalls nur einen Ausschnitt des Forschungspakets Höflichkeit. Nur einen Ausschnitt, weil höfliche Kommunikation zwar durchaus auf die Wahrung der Würde des andern gerichtet ist, weil dabei aber offen ist, was

das im aktuellen Beziehungshandeln jeweils bedeutet oder bedeuten könnte und weil die Anerkennung des Diskurses als höflich eine Leistung potentiell aller Beteiligten darstellt. Grundsätzlicher lässt sich fragen, ob die Gleichsetzung von Höflichkeit mit „*interpersonal harmony and face threat mitigation*“ im Sinne von Brown und Levinson (Watts, S. XXVI) nicht gerade voraussetzt, was es zu klären vorgibt: Das hier charakterisierte Pflegehandeln verlangt soziale Tugenden wie Takt und Verträglichkeit. Takt und Verträglichkeit sind höflichen Verkehrsformen zweifellos günstig, nicht aber ihnen gleichzusetzen. Höflich kultivierte Beziehungsarbeit – so betont Watts in diesem Buch wie auch Locher & Watts in der Zeitschrift – schränkt das Spektrum der Interaktion nicht ein. Man kann also – grundsätzlich – angreifen und dennoch höflich bleiben, man kann zur Rede stellen und dabei höflich sein, man kann Direktheit praktizieren auf höfliche Art, man kann Peinlichkeitsrisiken eingehen und Höflichkeit geltend machen.

Höflichkeit ist weder rituellem Handeln analog zu sehen noch an linguistischen Mustern dingfest zu machen. Höflichkeit ist, mit Wittgenstein gesprochen, „*ein Muster im Lebensteppich*“ des Alltags. Höflichkeit, Courtoisie, hat eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem Ritualen und Zeremoniellen, aber eben auch mit dem Spiel des einander-Reverenz-Erweisens, mit dem Hof-Machen oder *Faire-la-Cour*. Dieses Bild hat den Vorzug, Höflichkeit als Programm im Beziehungshandeln charakterisieren zu können, als ein Spiel-Programm, das heißen könnte: *dem Andern die Ehre geben*.

Untersuchungen zur Höflichkeit könnten für die Beratungs- und Psychotherapieforschung wie auch für die Beratungs- und Psychotherapiepraxis von großer und faszinierender Bedeutung sein: Wie vertragen sich Höflichkeit und Authentizität im therapeutischen Kontext? Wie spielen Therapeut oder Berater und Klient das essentielle Spiel des Einander-die-Ehre-Gebens, während es um Konfrontation und Selbstenthüllung, um die Überwindung von Peinlichkeits- und Schamrisiken geht? Wie kann die linguistische und kommunikative Konzeptforschung ihrerseits von psycho-

analytischen Ideen und Modellen profitieren? Etwa von diskreten, aber vitalen Verbindungen zwischen Courtoisie und Erotik?

Die Zeitschrift und das Buch wecken positive Erwartungen an fruchtbaren Austausch. Der aktuelle Zuschnitt besonders des Journals sind aber die Insiderperspektive und der Expertendiskurs mit linguistischem Schwerpunkt. Eine breite und disziplinübergreifende Gegenstandskonstitution wird nicht angeboten. Im Mittelpunkt steht jeweils die kritische Anknüpfung oder Anbindung an das Werk von Brown und Levinson, das aber als bekannt vorausgesetzt wird; daher wirft es einen umso mächtigeren Schatten auf die alternativen und innovativen Ideen, die im Kontrast dazu formuliert oder entfaltet, aber vom Leser schwerlich im Vergleich beurteilt werden können, jedenfalls nicht vom Disziplinfremden, der indessen gern in den interdisziplinären Dialog eintreten will.

Literatur

- Brown, P./Levinson St. (1987): *Politeness. Some universals in language usage*. Cambridge.
- Goffman, E. (1955): On face work: An analysis of ritual elements in social interaction. In: *Psychiatry* 18, S. 213-231.
- Goffman, E. (1967): *Interactional ritual: Essays on face-to-face behaviour*. Garden City, New York.

Johannes Twardella

Volker Schubert: *Pädagogik als vergleichende Kulturwissenschaft. Erziehung und Bildung in Japan*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 183 S. ISBN 3-531-14824-9. € 22, 90.

Die Ergebnisse der PISA-Studie haben zu intensiven Diskussionen über die Frage geführt, worin die Ursachen dafür bestehen, dass Länder wie Finnland oder Japan bei internationalen Schulvergleichen gut abschneiden, Deutschland hingegen deutlich schlechter. Vor dem Hintergrund dieser Diskussionen ist es verständlich, dass ein Buch, welches sich – wie der Titel

schon sagt – der „Erziehung und Bildung in Japan“ widmet, große Aufmerksamkeit auf sich zieht. Volker Schubert vom Institut für Allgemeine Pädagogik an der Universität Hildesheim hat dieses Buch vorgelegt, allerdings nicht mit dem Anspruch, eine systematische und umfassende Darstellung des Komplexes von Bildung und Erziehung in Japan oder einen systematischen Vergleich dieses Komplexes mit demjenigen in Deutschland zu bieten (die eine Antwort auf die Frage geben könnte, warum es zu so unterschiedlichen Ergebnissen bei der PISA-Studie gekommen ist.) Vielmehr liefert er unter dem übergeordneten Titel „Pädagogik als vergleichende Kulturwissenschaft“ eine Sammlung von Aufsätzen, die sich zum Teil mit theoretischen Fragen befassen, die aber größtenteils den Charakter von Fallstudien haben. Er hofft mit diesen Aufsätzen verschiedene Anregungen geben zu können – sowohl für die wissenschaftliche Debatte als auch für die pädagogische Praxis.

In jenen am Anfang des Buches stehenden Kapiteln, die sich mit theoretischen Problemen befassen, geht Schubert der Frage nach, wie eine vergleichende Erziehungswissenschaft vorzugehen habe. Sie könne, so Schubert, davon ausgehen, dass Schule, d.h. ein modernes Bildungssystem zu einem globalen Phänomen geworden ist. Es gebe ein „Weltmodell Schule“ (S. 10), das jedoch aufgrund der verschiedenen soziokulturellen Bedingungen, in denen es auftritt, jeweils unterschiedlich ausgeprägt sei. Die partikularen Ausprägungen des universalen Modells seien nun nicht essentialistisch auf je spezifische Werte und Normen zurückzuführen, die in einer Kultur gegeben sind. Auch sei es zu einfach, wenn mit binären Oppositionen gearbeitet wird – etwa mit dem Gegensatz von „westlichem Individualismus“ und japanischer „Gruppenorientierung“. Schubert will – in Abhebung von den beiden genannten Möglichkeiten – die je besonderen „pädagogischen Arrangements“ (S. 7) wissenschaftlich in den Blick nehmen. Gegenstand solle „die Art und Weise, in der pädagogisch gehandelt und über pädagogisches Handeln gesprochen und nachgedacht wird“ (S. 13) sein. Auf diesem Wege könne die „Kulturbblindheit“ der Pädagogik in Deutschland überwunden, könne eine

Dezentrierung der pädagogischen Diskussionen und eine „Erweiterung des pädagogischen Diskursuniversums“ (S. 13) bewirkt werden, aus der sich womöglich auch praktische Folgen ergeben könnten. Wie er dabei konkret methodisch vorgehen will, bleibt jedoch etwas unklar. Schubert spricht zwar von „einer Art strukturhermeneutischer Analyse“ (S. 49), wie diese auszusehen hat und wie sie sich begründen lässt, darüber äußert er sich allerdings nicht genauer. Die Fallstudien machen jedoch deutlich, dass es ihm nicht darum geht, die Verhältnisse in Japan phänomenologisch zu beschreiben. Vielmehr hält er sich auf der Ebene der Empirie nicht lange auf, sondern versucht die den Verhältnissen zugrundeliegenden Strukturen freizulegen.

Der Schwerpunkt von Schuberts Analyse liegt auf den Bereichen Kindergarten und Schule. Den ersten Bereich grenzt er zunächst von der Mutter-Kind-Beziehung ab, die in Japan als die wichtigste soziale Beziehung gelte. Sie sei durch den Anspruch geprägt, dass die Mutter ganz für das Kind da ist. Dies bedeute nicht nur, dass die Mutter für vieles zuständig und verantwortlich ist, sondern auch, dass sie dergestalt mit dem Kind interagiert, dass sich kein Gegensatz zwischen den beiden ergibt. Einen eigenen Willen durchzusetzen, das Kind zu beeinflussen, sei nur dadurch möglich, dass die Mutter auf Kooperation setzt und eine „Synchronisation“ des Willens des Kindes mit ihren eigenen Ansprüchen bewirkt. Wie in der späteren Erziehung (im Kindergarten, in der Schule) so sei bereits die Mutter darauf aus, viele Verhaltensweisen mit dem Kind einzuüben. Erziehung sei bereits im Rahmen der Mutter-Kind-Beziehung vor allem Training. Wichtig ist Schubert, dass dieses nicht gleichgesetzt wird mit Unterordnung und Zwang: Von den Kindern wird zwar erwartet, dass sie bestimmten Regeln folgen, diese werden jedoch nicht mit Zwang durchgesetzt, sondern den Kindern erklärt und verständlich gemacht. Treten Konflikte auf, so sei die Mutter dazu aufgefordert, die Regeln erneut zu erklären. Denn das Verhalten des Kindes werde dann darauf zurückgeführt, dass das Kind die Regeln nicht verstanden hat. Wenn dennoch Sanktionen erfolgen, so würden sie beide treffen – das Kind und die Mutter.

Das „Arrangement“ im Kindergarten beruht nun auf einer Transformation der in der Familie bereits ausgebildeten Strukturen: Die Erzieher/innen sind freilich nicht mehr – wie die Mutter – für alles Mögliche zuständig. Die Kinder müssen lernen, mit ihren eigenen Ansprüchen und denen der anderen umzugehen – und zwar in der Gruppe, die im Kindergarten von zentraler Bedeutung ist. Der Kindergarten sei die „Welt der Gruppe“ (S. 67). Er orientiere sich an dem Ideal einer „spontanen sozialen Ordnung des freien und unbeschwerten Spiels“ (S. 51). Die Erzieherinnen halten sich hier stark zurück, sie haben tendenziell nur die Aufgabe, die Regeln, die im Kindergarten gelten, zu erklären und die Kinder „zum ‚Verständnis‘ der Prinzipien des Gruppenlebens zu führen.“ (S. 69) Und das heißt primär, dass sie mit ihnen verschiedene Rituale einüben. Diese sollen bewirken, dass die Gruppe eine Ordnung erhält und bewahrt, die unabhängig von den Erwachsenen „funktionierte“, ohne dass also ein Eingreifen der Erzieher/innen erforderlich wäre. Idealerweise sollte dies so weit gehen, dass die Gruppe sogar abweichendes Verhalten selbst beantwortet bzw. korrigiert. Denn dieses richtet sich gemäß der impliziten Theorie des Arrangements nicht gegen die Erzieher/innen. Gegen die Gruppe kann es aber auch nicht gerichtet sein, da dies der Vorstellung widersprechen würde, der zufolge das Kind sein Glück letztlich in der Gruppe findet. Kommt es doch zu Konflikten zwischen Kindern und Erziehern/innen, so werden diese entweder ignoriert oder heruntergespielt, oder sie werden ruhig ausgetragen und zwar mit einer „Politik des längeren Atems“.

Der nächste Transformationsschritt wird sodann im Übergang zu den Schulen vollzogen. Zwar geht Schubert auch auf das japanische Schulsystem grob ein – hier wird nicht synchron differenziert nach Leistung, gibt es also keine Gliederung in Haupt- und Realschule sowie Gymnasium, sondern „nur“ eine diachrone Gliederung in Grundschule (sechs Jahre), Mittelschule (drei Jahre) und Oberschule (drei Jahre), die Schule findet ganztägig statt und ein Wiederholen (wegen „Sitzenbleiben“) gibt es nicht –, doch legt er den Akzent erneut auf die Arrangements. Auch die Schule

stelle eine „neue Welt“ dar und auch in diese werden die Kinder integriert, indem mit ihnen zunächst einmal sehr intensiv die Regeln, die in dieser Welt gelten, eingeübt werden. Das „Training“ dauert so lange, bis die Routinen sich gefestigt haben und die Verantwortung für das „Funktionieren“ des Unterrichts weitgehend auf die Gruppe übertragen wurde, so dass die Lehrperson sich nicht mehr darum kümmern muss und sich auf das fachliche Unterrichten konzentrieren kann.

Die egalitäre Orientierung gerät allerdings in der Mittelschule (und dann auch in der Oberschule) in eine Spannung mit der Anforderung zu differenzieren und zu selektieren (da nicht alle Schüler auf die Oberschule gehen und später eine Konkurrenz um die Studienplätze an den Universitäten beginnt.) Schon in der Mittelschule werde die Klassengemeinschaft schwächer, so Schubert. Doch werde dies zum einen dadurch ausgeglichen, dass sich in Clubs neue Gemeinschaften bilden. Zum anderen werde die Selektionsanforderung zu einem großen Teil an die Familie bzw. an Vorbereitungskurse delegiert. (Neben der Schule hat sich in Japan seit einiger Zeit eine privatwirtschaftlich betriebene „Prüfungsvorbereitungsindustrie“ (S. 87) etabliert.)

In Schuberts Buch finden sich noch weitere interessante Beobachtungen, Analysen und Gedanken. Doch dies scheint der entscheidende Punkt zu sein: In Japan werden Erziehungsaufgaben und Erziehungsprobleme durch Rituale gelöst. Der Vorteil daran ist, dass bestimmte Prozesse irgendwann wie von selbst laufen. Schubert hebt immer wieder hervor, dass die Anforderungen bzw. Regeln transparent gemacht werden können. Die Kinder sollen sie verstehen. Das Nichteinhalten der Regeln wird, wie bereits gesagt, entsprechend auf mangelndes Verständnis zurückgeführt, das durch (erneute) Erklärungen behoben werden kann. Und die Verantwortung (vor allem für den Unterricht) liegt bei der Gruppe – und damit auch bei jedem Einzelnen, bei jeder Schülerin und jedem Schüler. Die Lehrer werden so entlastet. Sie müssen sich zwar zunächst um die Einführung in die „neue Welt“ und die Einübung der Rituale und Routinen kümmern. Sie können sich dann aber nach einer gewissen Zeit auf die Vermittlung konzentrieren.

Angesichts der Intentionen des Autors erscheint es als legitim, wenn nicht ein Japanologe, der die Verhältnisse in Japan kennt und Schuberts Analyse kritisch zu beurteilen in der Lage ist, sondern ein Erziehungswissenschaftler das Buch rezensiert. Denn Schuberts explizites Anliegen ist es ja, Anregungen für den pädagogischen Diskurs zu geben. Es ist also möglich, das Bild, welches Schubert von der „Erziehung und Bildung in Japan“ präsentiert, wiederzugeben – ohne es fachlich zu prüfen und zu hinterfragen – und sich auf die Frage zu konzentrieren, welche „Anregungen“ für den pädagogischen Diskurs von diesem Buch ausgehen könnten. Anregend ist ohne Frage der zentrale Punkt des Buches: die Art, wie Erziehung in Japan (nach Schubert) praktiziert wird. Der Gedanke, dass durch Einübung bestimmte Rituale, Gewohnheiten, Regeln, Routinen verinnerlicht werden und sodann dergestalt selbstverständlich befolgt werden, dass Erziehungsprobleme nicht mehr auftauchen, dass für die Kinder Sicherheit und für die Lehrer Entlastung entsteht, ist angesichts der notorischen „Disziplinprobleme“ an vielen deutschen Schulen sehr interessant. Klar ist, dass es nicht genügt, bestimmte Verhaltenserwartungen einmal zu formulieren und, wenn ihnen nicht entsprochen wird, mit Sanktionen zu drohen. Wichtig ist, sie auch zu begründen. Zudem lässt sich nicht bestreiten, dass vieles in den Kindergärten und den Schulen in Deutschland bereits stark ritualisiert ist. Ob eine darüber hinaus gehende Ritualisierung sinnvoll ist, darüber wäre zu diskutieren.

Annette von Alemann

Anne Schlüter (Hrsg.) (2006): *Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen – Erfahrungen – biographisches Lernen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. ISBN 3-86649-017-8, € 24,90

Das Thema der Bildung und Berufstätigkeit von Frauen ist seit den 1970er Jahren nicht aus der Mode gekommen und bietet immer wieder Anlass zu einer Bestandsaufnahme der aktuellen Situation vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Wandlungs-

prozesse. So wird der Themenkomplex derzeit in verschiedenen gesellschaftswissenschaftlichen Kontexten behandelt. Auf der einen Seite steht die Diskussion über Frauen in Führungspositionen: Mädchen und Frauen haben im Hinblick auf ihre Bildungsbeteiligung längst gleichgezogen, erwerben bessere Noten und erreichen höhere Bildungsabschlüsse. Dennoch sind sie in allen gesellschaftlichen Führungspositionen unterrepräsentiert – nicht nur in der Wirtschaft (wo ihr Anteil im Management irgendwo zwischen 10 und 30 Prozent liegt), sondern auch in Bereichen, in denen sie als Arbeitskräfte überrepräsentiert sind, z.B. im Schuldienst. Auf der anderen Seite steht die Debatte um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (Work-Life-Balance), die verschärft wird durch die zum Politikum gemachte demographische Entwicklung, insbesondere die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen und Frauen in qualifizierten Berufen. Einen dritten Markierungspunkt setzen Diskussionen um die strukturellen und kulturellen Veränderungen in der Gesellschaft, die die Wahlmöglichkeiten für Frauen zwischen verschiedenen Bildungs-, Berufs- und Familienplanungsalternativen entscheidend vergrößert haben: „Nachdem ihnen alle Bildungswege offen stehen, die Wege in Ausbildung, Studium und Beruf prinzipiell möglich sind, stellt sich die Frage nach den gelingenden Karrierewegen von Frauen heute neu“ (Schlüter, S. 9).

Aus einer biographiesoziologischen Perspektive bedeutet dies, dass Frauen als Akteurinnen, als Gestalterinnen ihrer Lebens- und Lernprozesse ins Zentrum der Aufmerksamkeit geraten. Dies ist der Fokus des von Anne Schlüter heraus gegebenen Sammelbandes zu „Bildungs- und Karrierewege[n] von Frauen“. Der Band aus der Reihe „Frauen- und Genderforschung in der Erziehungswissenschaft“ ist aus den Vorträgen der Jahrestagung 2005 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) entstanden und versammelt Aufsätze, die einen aktuellen Theorie- und Datenüberblick geben, sowie empirische Untersuchungen. Die Aufsatzthemen reichen von der Vereinbarung von Beruf und Familien- bzw. Hausarbeit (Hildegard Macha, Marianne Dierks,

Bettina Dausien) über Bildungs- und Weiterbildungsbestrebungen von Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen (Barbara Strametz et al., Sabine Toppe), Handlungsstrategien und Lernerfahrungen von Akteurinnen in der Frauenförderung und Mentorinnen (Marion Mayer, Ines Schell-Kiehl), transnationale Bildungs- und Berufserfahrungen von Migrantinnen in Deutschland und Deutschen in Afrika (Renate Nestvogel, Wolfgang Gippert/Elke Kleinau) bis hin zu Berufserfahrungen von Schulleiterinnen und um Bedingungen, die es ihnen erleichtern, einen Leitungsposten zu erreichen (Mechthild von Lutzau, Claudia Fahrenwald/Maureen Porter).

Der Aufsatz von *Hildegard Macha* gleich zu Beginn des Bandes räumt angesichts der vehement geführten Kinderlosigkeitsdebatte und den antizipierten finanzpolitischen und gesellschaftlichen Folgen des demographischen Wandels auf mit gesellschaftlichen Mythen zum Thema Fertilität, z.B. dem Vorurteil vom „Gebärstreik“ der Frauen, und nimmt das individuelle Verhalten von Frauen *und Männern* in den Blick. Macha stellt fest, dass sich, bedingt durch die langen Ausbildungszeiten in Deutschland, unter jungen Menschen eine „Erst-Mal-Mentalität“ der zeitlichen Verzögerung“ (S. 19) mit den Schritten Berufsausbildung, Berufseinstieg und finanzielle Sicherheit herausbildet, bevor die Geburt eines Kindes geplant wird. Trotz anhaltend hohen Ansehens von Familie und dem durchaus vorhandenen Kinderwunsch junger Menschen führt diese „Erst-Mal-Mentalität“ insbesondere bei vielen Männern, die von dem männlichen ErnährermodeLL immer noch in starker Weise geprägt sind, zum Aufschub der Familiengründung, bis die Partnerin das reproduktive Alter überschritten hat. Kinderlosigkeit kann aber auch Merkmal eines geplanten weiblichen Lebensentwurfs sein. In diesem Fall ist es der Versuch, den biographischen und lebenspraktischen Konflikten aus dem Weg zu gehen, die mit der Vereinbarung von Beruf und Familie verbunden sind – einer Aufgabe, die von der Gesellschaft und den Partnern nahezu ausschließlich den Frauen überlassen wird.

Mit dem Thema „Work-Life-Balance“ im Zusammenhang mit der angeblichen „Karrieremüdigkeit“ von Frauen beschäftigt sich

der Beitrag von *Bettina Dausien*. Die Autorin definiert zunächst den Begriff der Karriere und deckt dann die Schwächen des Begriffs aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung auf – Machtstrukturen, Institutionenverflechtungen und die biographische Perspektive der Subjekte würden in karrieretheoretischen Ansätzen ausgeblendet. Das Konzept der Work-Life-Balance stellt Dausien ebenfalls kritisch in Frage: Dieses ignoriere die Dimension geschlechtsspezifischer Unterschiede und Benachteiligungen, neutralisiere soziale Klassenunterschiede und Hierarchien und personalisiere die Bewältigung von Strukturveränderungen auf dem Arbeitsmarkt und veränderten Geschlechterverhältnissen. Die Idee einer „Work-Life-Balance“ suggeriere schließlich, dass es für den strukturellen Widerspruch zwischen Beruf und Privatleben bzw. Familie eine Lösung, und zwar eine individuelle Lösung, gebe.

Einen bildungspraktischen Ansatz, der an diese Überlegungen anschließen könnte, formulieren *Barbara Strametz et al.* in ihrem Beitrag über ökonomische Zeitmuster und Weiterbildungsbemühungen von Frauen. Aufgabe einer feministisch ausgerichteten Bildungsarbeit sei es, Frauen zu zeigen, dass die subjektiv erlebten Konflikte, Umwege und Schwierigkeiten nicht aus individuellen, sondern strukturellen Widersprüchen entstanden herrührten. Bildungsveranstaltungen wie „effizientes Zeitmanagement“ würden Frauen kurzfristig darin unterstützen, „im System besser zu funktionieren“ (S. 94), naturalisierten aber auf Dauer die Phänomene Zeitmangel und Stress und perpetuierten damit die vorherrschende „patriarchale Herrschaftslogik“ (S. 93).

Wie sich diese in konkreten strukturellen und kulturellen Barrieren von Frauen manifestiert, zeigen die empirischen Untersuchungen im Band. So beschreibt *Marianne Dierks* die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft gegenüber Eltern mit Kindern und die geringe Wertschätzung von Haus- und Erziehungsarbeit, *Sabine Toppe* die strukturell begründeten Benachteiligungen und (teilweise versteckten) Diskriminierungen allein erziehender Mütter auf dem Arbeitsmarkt, *Renate Nestvogel* die Degradierung gebildeter Migrantinnen als „Dienstmäd-

chen“ und *Barbara Strametz et al.* die Erwartungen von Familie und Partner an eine ständige Verfügbarkeit der Frau (und entsprechende Sanktionierungen).

Frauen werden jedoch nicht als Opfer der Umstände, sondern als selbstständige Akteurinnen in ihrem Bildungs- und Berufsweg gezeigt. Sie unternehmen auch gegen Widerstände und durchaus erfolgreich Bildungs- und Aufstiegsanstrengungen und nehmen dabei Unterstützung durch informelle (z.B. MentorInnen) und professionelle Institutionen (z.B. kommunale Stellen, Bildungseinrichtungen, offizielle „Leadership Programs“) in Anspruch.

Insgesamt handelt es sich um einen Sammelband mit inhaltlich recht heterogenen Beiträgen, der im weitesten Sinne von Bildungsprozessen und der Berufstätigkeit von Frauen handelt; zentrales Thema ist die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben bzw. Familie und ihre individuelle Bewältigung in einer lebenslauftheoretischen Perspektive. Die empirischen Arbeiten stützen sich alle auf qualitative Methoden (allein der Beitrag von Nestvogel kombiniert qualitative und quantitative Methoden) und beruhen z.T. auf sehr kleinen Samples. Die verarbeitete Literatur ist einschlägig und aktuell und reicht von soziologischen über erziehungswissenschaftliche bis hin zu arbeits- und organisationspsychologischen Arbeiten. Bei einigen Aufsätzen scheinen zwischen den Zeilen oder ganz explizit Wertungen der AutorInnen durch, hier wäre mehr (sozial-)wissenschaftliche Neutralität und Distanz angebracht gewesen. Man stellt sich die Frage, ob damit bewusst oder unbewusst eine Art parteilicher Wissenschaft gezeigt wird, entsprechend dem Diktum Donna Haraways, dass nur eine partiale Perspektive den objektiven Blick verspricht (zit. nach Strametz et al., S. 93). In den empirischen Arbeiten wird allein die Perspektive der Frauen untersucht bzw. dargestellt, und die AutorInnen (in der großen Mehrzahl Frauen) gehen von vornherein davon aus, dass die gesellschaftlichen Grundbedingungen (z.B. an Schulen) frauenfeindlich sind.

Ergebnis der Lektüre ist, dass Biographien von Frauen (immer noch) sehr stark durch strukturelle und kulturelle Behinderungen geprägt sind, es aber in jeder einzelnen Biographie Entscheidungspro-

zesse gibt, an denen gezeigt werden kann, dass Frauen aktiv versuchen, ihren Bildungs- und Karriereweg zu gestalten. Die unterschiedlichen Beiträge zeigen, wie Frauen in ihrer individuellen Biographie einen Weg finden, sich weiter zu entwickeln, welche Faktoren ihnen dabei helfen und welche also sie dabei behindern. Letztlich geht es um Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein (von Frauen).

Maren Zschach

Rudolf W. Keck, Sabine Kirk, Hartmut Schröder (Hrsg.) (2004): *Bildung im Bild. Bilderwelten als Quellen zur Kultur- und Bildungsgeschichte*. Bad Heilbrunn/Obb.: Julius Klinkhardt, 218 S., ISBN 3-7815-1373-4. € 19,80

Der Band ist durch eine Ringvorlesung Hildesheimer Forschender mit dem Anspruch initiiert worden, die Diskussion über die systematische Interpretation historischer Abbildungen im Rahmen der Bildungs- und Erziehungsgeschichte zu intensivieren. Einerseits stellen sich die Herausgebenden die Aufgabe, „das Interesse am Bild als historische Quelle“ zu steigern, andererseits soll es im vorliegenden Sammelband um Anregungen „für eine weitere Diskussion der Bildlesemethode“ gehen. Die auf den Vorträgen basierenden Einzelbeiträge entstanden im Zusammenhang mit dem zwischen 2000 und 2006 geförderten DFG-Projekt „Pictura Paedagogica Online“, dessen Ziel es ist, ein digitales Bildarchiv zur Bildungsgeschichte zu erstellen. Getragen wird dieses Vorhaben von der zum DIPF gehörenden Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung in Berlin und dem Institut für Angewandte Erziehungswissenschaft und Allgemeine Didaktik der Universität Hildesheim.

Inhaltlich kann das Buch in drei Themenbereiche gegliedert werden. Während sich der *erste* Beitrag von Rudolf W. Keck aus methodischer Sicht mit der Bedeutung des „Bildes als Quelle der Geschichte“ beschäftigt und *methodologische Fragen* der Bildinterpretation reflektiert, können die Aufsätze im *zweiten* Teil des Buches von Sabine Kirk, Peter Müller und Otto May als *beispielhafte Darstellungen* der Nut-

zung von Bildern in der pädagogischen Forschung verstanden werden. Im *dritten* Abschnitt des Bandes liefern die Beiträge von Hartmut Schröder und Peter Müller *technische und bibliographische Detailinformationen* zum Projekt.

Rudolf W. Kecks Einführung geht der Frage nach, „lässt sich im Bild Pädagogik erkennen und erschließen, sozusagen eine Phänomenologie der Pädagogik im Bilde der Geschichte freilegen?“ Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass Geisteswissenschaft und theologische Lehre bis zur Aufklärung stark textgebunden waren. Zur näheren Erläuterung begibt sich der Autor zurück bis ins 8. Jahrhundert, um die Auseinandersetzung um die Bedeutungsbeschränkung des Bildes, besonders in der Theologie nachzuzeichnen. Er setzt die Beschreibung der Entwicklung insbesondere der Buchillustration anschließend über weitere historische Epochen chronologisch fort. Die zweite Hälfte des Beitrages thematisiert stärker die Methodik und Geschichte der Bildinterpretation in der Pädagogik. Keck geht hier „von einem unbefriedigenden Forschungs- und Nutzungsstand“ aus, den er jedoch nur an Beispielen festmacht, die von 1928 bis zur Mitte der 1980er Jahre entstanden sind. Ausgehend von seiner Feststellung, „Bildlesen, Bildinterpretation ist nicht primär eine Aufgabenstellung der Pädagogik, sondern Sache der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte sowie der Literaturwissenschaft“ sieht er gerade die ikonologische Bildinterpretation aufgrund der Komplexität der Aufgabenstellung für die Erkenntnisgewinnung in der pädagogisch-historischen Forschung als problematisch an. Ausgehend von den in der pädagogischen Forschung zu analysierenden Bildinhalten gelangt Keck zu der Erkenntnis, dass diese einer ikonographischen Interpretation entgegenstehen und es deshalb notwendig ist, auf ikonologische Analysen zurückzugreifen (S. 24). Im Folgenden stellt der Autor beispielhaft zunächst eine Interpretation anhand mittelalterlicher Lehr-Lernsituationen vor. Abschließend analysiert er verschiedene Schaubilder zu Lehrplänen zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert und verdeutlicht Inhaltsveränderungen anhand deren Symbolik.

Im Mittelteil des Bandes folgen weitere Exemplifizierungen, die sich zum Ziel set-

zen, diverses Bildmaterial vorzustellen und zu analysieren. *Sabine Kirks* Beitrag beschäftigt sich mit Lehrern und Schülern auf Bilddokumenten des 15. bis 17. Jahrhunderts. Sie geht der Frage einer Schultheorie im Bild nach und ob diese durch Bilder erschlossen werden kann. Die Autorin möchte in ihrem Aufsatz ergründen, ob Bilder „über Textquellen hinausgehende Aussagen“ ermöglichen und will diese im Rahmen einer „ikonologischen Methode“ interpretieren. Dazu werden diverse Abbildungen unterschiedlicher Themenbereiche präsentiert, wobei nicht deren Analyse im Mittelpunkt steht, sondern diese eher als Belege für Sachverhalte dienen, die durch historische Forschungen bereits bekannt sind. Die Methode der ikonologischen Interpretation wird so in ihr Gegenteil verkehrt und zum bestätigenden und illustrativen Element der im Beitrag referierten Sekundäranalyse. Eine stärkere Konzentration auf die Interpretation der Abbildungen und ein anschließender Vergleich mit bereits vorhandenen Forschungsergebnissen wäre dem Prozess einer ikonologischen Interpretation besser gerecht geworden.

Auch der folgende Beitrag von *Peter Müller* setzt sich zunächst mit dem Wechselverhältnis und der Bedeutung des Bildes im Vergleich zum Text in der historischen Forschungstradition auseinander. Er beschreibt hier einen Wandlungsprozess, der inzwischen „den eigenständigen Stellenwert der Bilder“ anerkennt. Anhand zahlreicher Abbildungen unterschiedlicher Themenbereiche, welche Alltagssituationen des Lebens im Mittelalter repräsentieren sollen, wird der Frage nachgegangen, „welche Möglichkeiten diese Bilder auf Rentabeln oder in Chroniken für die historische Forschung bieten“. Müller verwendet in seinem Beitrag Reproduktionen kunsthistorischer Veröffentlichungen mit der Begründung, dass „die vielen Bilder über den mittelalterlichen Alltag belegen, dass sie eine reale Welt – auch über theologisch-biblische Gleichnisse abbilden“, wobei diese Quellen immer auch pädagogisch Bedeutsames offenbaren würden. Zu den im Buch gezeigten 45 Abbildungen liefert der Autor Bildbeschreibungen, welche in erster Linie eine vor-ikonographische und ikonographische Analyse beinhalten. Zusam-

menfassend stellt Müller fest, dass Bilder Quellenwert besitzen und als eigenständige und gegenüber Texten u.a. Material eine gleichberechtigte Rolle spielen könnten. Im Sinne einer Quellenkritik ging es Müller also darum abzuklären, inwiefern sich die Aussagen von Texten mit dem Inhalt und Aussagewert von Bildern decken. Während die Methode der Bildinterpretation z.B. im Sinne Panofskys auf den *modus operandi* der Darstellung gerichtet ist, scheint es, dass der Autor des Beitrages eher darum bemüht ist, den Wirklichkeitsgehalt der Abbildungen prüfen zu wollen.

Ein letztes Beispiel für die Nutzung von Bildmaterial im Rahmen historischer Forschung liefert *Otto May*, dessen private Postkartensammlung von 1870 bis 1933 ein wesentlicher Bestandteil der „Pictura Paedagogica Online“ ist. Der Autor möchte in seinem Beitrag erörtern, wie und unter welchen Bedingungen die Ansichtskarte zum Massenkommunikationsmittel und Mentalitätsträger wurde. Dabei geht er zunächst auf Entstehungsumstände, unterschiedliche historische Varianten und Motive sowie deren Verkaufsentwicklung ein. Anschließend widmet sich May der Rolle der Postkarte als Mentalitätsträger. Dabei untersucht er das Wechselverhältnis zwischen Medium und Ideologie in einzelnen historischen Zeitabschnitten. Die Funktion der Abbildungen beschränkt sich, wie in den vorangegangenen Beiträgen, wiederum vorrangig auf einer Illustration von Sekundäranalysen zum Thema.

Die beiden letzten Kapitel des Bandes beschäftigen sich mit technischen Fragen des Bilddatenbankprojektes. Der Aufsatz von *Hartmut Schröder* widmet sich zunächst der Illustration in pädagogischen Werken, wie sie für die Datenbank Verwendung fanden. Dabei zitiert er umfassend aus diesen Veröffentlichungen und stellt Textauszüge den entsprechenden Abbildungen gegenüber, wobei diese Übernahmen stark dominieren, sodass ein eigenständiger Analysebeitrag des Autors nicht erkennbar ist. Anschließend führt Schröder in das real erhobene Bildarchiv ein, also in jene Sammlungen, welche später das Ausgangsmaterial der Online-Datenbank bildeten. Dabei listet er die Bestandsverzeichnisse der Bibliotheken, aus deren Beständen Bilder herangezogen wurden, de-

tailliert auf, indem er alle Sachgebiete aufzählt. Ähnlich verfährt der Autor mit der weiteren Vorstellung von Arbeitsschritten des Projektes, wobei sich die Notwendigkeit dieser Ausführungen im Rahmen einer Veröffentlichung nicht erschließt. Im letzten Beitrag, der wiederum von *Peter Müller* verfasst wurde, sind die relevanten Bestände, aus denen Bildmaterial recherchiert wurde, nochmals beschrieben. Anschließend folgen die Erörterung technischer Detailfragen sowie eine Beschreibung der Vorgehensweise zur Erstellung der einzelnen digitalen Datensätze, die allerdings für eine sozialwissenschaftlich interessierte Leserschaft kaum Relevanz besitzen.

Beim Lesen dieses Bandes entsteht der Eindruck, dass sich die Schreibenden eher an einer objektivistischen Forschungsstradition orientieren, statt, wie in den Beiträgen immer wieder behauptet, an Panofskys Methode der Bildinterpretation. In keinem der zudem für eine Veröffentlichung oft nur unzureichend modifizierten Vorträge kommt das Prinzip der Einklammerung des ikonographischen Sinngehaltes zum Tragen. Gelingt es jedoch nicht, von einem kommunikativ-generalisierten (Vor)wissen Abstand zu nehmen, ist es unmöglich, eine offene Interpretationshaltung einzunehmen. Gerade dieser Wechsel der AnalyseEinstellung vom „Was“ zum „Wie“, also der Verzicht auf ein Realitäts- bzw. Wirklichkeitspostulat zugunsten einer unvoreingenommenen Rekonstruktion der „mental habits“ der Bildproduzenten ist Panofskys Forschungsziel. Folgt man diesem Anspruch, so ist die Frage der „Existenzberechtigung“ der Bild- gegenüber der Textanalyse, die im Band nachgewiesen werden soll überflüssig. Hält man diesen Nachweis jedoch im Rahmen historischer Untersuchungen in ihrer spezifischen Forschungsstradition für unabdingbar, so steht er zwar konträr zur Methode Panofskys; da in den Beiträgen der Quellenwert von Bildern ausführlich dargestellt wurde, könnten sich in Zukunft jedoch weitere interessante Forschungsvorhaben anschließen, die sich dem Bild in seiner ganzen Einzigartigkeit und Komplexität widmen. Als Beitrag dazu ist diese Veröffentlichung positiv zu bewerten. Einem weiteren Anliegen, die digitale Bilddatenbank der BBF als vorzügliches und zudem kostenloses

Rechercheinstrument für Bildmaterial verschiedenster Epochen und Sujets noch bekannter zu machen, wurde außerdem Rechnung getragen.

Sina-Mareen Köhler

Ralf Bohnsack, Aglaja Przyborski, Burkhard Schäffer (Hrsg.) (2006): Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 304 S. ISBN 3-938094-41-9, € 24, 90.

In Form einer Sammelpublikation haben Ralf Bohnsack (Arbeitsbereich qualitative Bildungsforschung, Freie Universität Berlin), Burkhard Schäffer (Institut für Pädagogische Praxis und Erziehungswissenschaftliche Forschung, Universität der Bundeswehr München) und Aglaja Przyborski (Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft, Universität Wien) eine weitere Publikation zum Gruppendiskussionsverfahren veröffentlicht. Gegenstand ist die Praxis einer Methode, die in den vergangenen Jahrzehnten auf dem Gebiet der qualitativen Sozialforschung Fuß gefasst hat. Wie die Herausgeber bzw. Herausgeberin stammen auch die Beiträge des Buches aus unterschiedlichen Forschungsfeldern und vermitteln so einen anregenden Eindruck von der praktischen Flexibilität sowie der methodologischen Komplexität des Instrumentes. Obwohl tendenziell die Auswertungspraxis als Anwendung der dokumentarischen Interpretationsmethode ausführlicher thematisiert wird, geben die zumeist einführenden Bezüge zum Vorgehen in der Erhebungsphase Aufschlüsse über die Möglichkeiten des Verfahrens. Mit Hilfe dieser Publikation kann einerseits ein Ausgangspunkt für die Handhabung des Instruments geschaffen werden und andererseits gibt sie jenen, die mit der Methode bereits vertraut sind, aufschlussreiche Verweise auf das Wechselverhältnis von der „praktischen Tätigkeit“ und der Gegenstandskonstruktion im Forschungsprozess.

Mit vier Hauptkapiteln, zu denen 19 Autoren mit insgesamt 17 Artikeln beitragen, wird die Verbreitung sowie Ausdifferenzierung des Gruppendiskussionsverfahrens

rens nachvollzogen. Damit verbunden ist die Heranführung an das konkrete methodische Vorgehen und die Ausrichtung auf eine diesbezüglich eher unerfahrene Leserschaft. Ziel ist somit in erster Linie die Dokumentation der Entwicklung und Darlegung der forschungspraktischen Möglichkeiten des Verfahrens. Gleichwohl wird darauf hingewiesen, dass die Einbindung in reelle Forschungszusammenhänge unerlässlich für die Aneignung dieser Methode ist.

In einer den Kapiteln vorangestellten Einleitung führen die Herausgeberin und Herausgeber in die Konzeption des Sammelbandes und die Grundlagen des Gruppendiskussionsverfahrens ein. Ende der 1980er Jahre entwickelte Ralf Bohnsack (1989) die Methode mit Rückgriff auf bereits bestehende Ansätze zum wissenschaftlichen Einsatz von Gruppenbefragungen, der ‚group discussion‘ im Kontext der britischen Cultural Studies (Willis 1990; Morley 1996) und den Überlegungen von Mangold (1960). Die Erweiterung besteht aus der Einnahme einer praxeologisch-wissenschaftlichen Perspektive, die die impliziten Wissensbestände der Beforschten als Orientierungsgehalte freizulegen und deren habituelle Fundierung als Verankerung der kollektiven Wissensbestände in, über den jeweiligen Gruppenkontext hinausgehende, konjunktive Zusammenhänge, z.B. als Milieu- oder Generationszusammenhang, zu erfassen sucht. So stellt sich „die Frage nach der *handlungspraktischen Herstellung* von Realität, also die Frage nach den *habitualisierten Praktiken* (...) die auf dem handlungsleitenden und z.T. inkorporierten Erfahrungswissen der Akteure basieren“ (S.11). Im Interpretationsprozess wird erschlossen, WAS Thema des Diskurses ist und WIE es verhandelt wird. Die jeweils spezifische Themenabhandlung verweist auf den Orientierungsrahmen der Gruppe, als Sinnsystem und Habitus, welches(r) in der Diskussion im Rekurs auf die konjunktiven Wissensbestände generiert wird. Über die sequentielle Interpretation und komparative Analyse, als eines der zentralen Merkmale des Verfahrens, wird der Orientierungsrahmen erschlossen. Daraus leiten sich Typiken ab, deren Kriterien erst im Zuge der Fallrekonstruktion gefasst werden und

zumeist eine Dimension des gemeinsamen Erfahrungsraums der Gruppe bilden, z.B. das aktuelle Erleben einer bestimmten Lebensphase oder geteilte biographisch bedeutsame Ereignisse.

Dementsprechend sollen sich die ersten drei Kapitel des Sammelbandes stärker auf die gegenstandsbezogenen Aspekte der Forschungsarbeit und das abschließende vierte Kapitel soll sich vorrangig auf methodologische Diskurse beziehen. Der umfassende Nachvollzug des Verfahrens wird erreicht, indem jeder Abschnitt mehrere Auszüge aus Gruppendiskussionen und deren exemplarische Rekonstruktion anführt, die den Rezipienten bzw. die Rezipientin die Forschungspraxis beobachten lassen. In der folgenden stark gerafften Skizzierung der einzelnen Beiträge wird sich eher auf die Einbettung des Verfahrens in das empirische Design der aufgeführten Forschungsprojekte und Qualifikationsarbeiten bezogen.

Zwei Autorinnen berichten in ihren Beiträgen des ersten Kapitels „*Kindheit: Handlungspraxis in Ritual und Spiel*“ über das Gruppendiskussionsverfahren als Instrument zur Erschließung von kindlichen Weltanschauungen. Beide triangulieren die Diskussionen mit ethnographisch-videographischen Techniken, um so den Ausdrucksformen der Kinder gerecht zu werden. So schildert Iris Nentwig-Gesemann, dass über die Aufführung der konkreten Spielpraxis erst deren Veranschaulichung und Beschreibung gegenüber der Forscherin möglich wird und dadurch den Forschungsgegenstand, die Gemeinschaftsbildungsprozesse der 5- bis 10-Jährigen, dokumentiert. Mit der Analyse von rituellen Praktiken bei Grundschulern und -schülerinnen als Praxis des Überganges vom Klassenunterricht in die Hofpause legt Monika Wagner-Willi den Fokus ihrer Untersuchung auf die Performanz dieser Handlungen und verwendet das Gruppendiskussionsverfahren ergänzend zur Rekonstruktion der den beobachteten Handlungen zugrundeliegenden Wissensbeständen.

Kapitel Zwei „*Jugend: Politische, ästhetische und berufliche Orientierungen*“ umfasst fünf Aufsätze, die sich einem Bereich, auf den die Methode in ihren Anfängen angewendet wurde und der bislang in der empirischen Praxis des Gruppendis-

kussionsverfahrens am stärksten vertreten ist, widmen. *Heinz-Hermann Krüger* und *Nicolle Pfaff* beschreiben ein Forschungsprojekt, dass sich dem Verhältnis von Jugendlichen zu schulischer politischer Bildung, Politik im gesellschaftlichen Rahmen und Demokratie über einen multimethodischen Zugang nähert, wobei die Erhebung und Auswertung von Gruppendiskussionen auf die Orientierungen zu Schule und Politik abzielen. Hinweise auf die Relevanz der Kommunikationsprozesse mit Jugendlichen im Forschungsprozess liefern die Ausführungen von *Wivian Weller*, die jugendkulturelle Stile als Form der Bewältigung von Erfahrungen mit Ausgrenzung und Diskriminierung bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund in São Paulo und Berlin untersucht. Für einen gelingenden Zugang zu den Erfahrungswelten und den darin verankerten Orientierungen ist die Kenntnis der kulturspezifischen kommunikativen Basisregeln unabdingbar. Die Befragung im Gruppenkontext bietet die Gelegenheit zum kommunikativen Austausch bzw. Fremdheitserleben kann in der Diskussion bearbeitet werden. Ebenfalls aus einer interkulturellen Perspektive heraus befasst sich *Karin Schittenhelm* mit dem Berufswahlverhalten von Migrantinnen, die sich am Übergang von der schulischen in die berufliche Bildungswelt befinden und in Gruppendiskussionen sowie Einzelinterviews ihre vorberufliche Sozialisation beschreiben, die noch im weiteren Projektverlauf mit jener von Nicht-Migrantinnen verglichen werden soll. Schwerpunkt der Studie bilden die Diskussionen, wobei im Text auch die Grenzen dieses Verfahrens benannt werden. Zum Thema Globalität befragte *Barbara Asbrand* Jugendliche, die zu verschiedenen Organisationen, z.B. „Attac“, gehören und zielt dabei auf deren Wahrnehmung von Globalität, wie auf die Konstruktion von Orientierungen in einem globalisierten Zeitalter ab. Ihr Beitrag setzt sich mit der Erstellung von soziogenetischen Typiken anhand einer exemplarischen komparativen Analyse auseinander. Von der Praxis im Umgang mit digitalen Medien und sich in deren Diskussion dokumentierenden bildungs- und beruflichen Orientierungen abstrahiert *Stefan Welling* eine Milieuspezifik von unterschied-

lichen Weisen der Computernutzung und bezieht sich dabei auf Jugendliche, die ihre Medienpraxis in Einrichtungen der Jugendhilfe ausüben. Ergänzend wurden ethnographische Beobachtungen eingesetzt, um nicht nur die Handlungspraxis umfassend nachvollziehen, sondern auch die Interaktionen zwischen Jugendlichen und Pädagoginnen sowie Pädagogen in den Blick nehmen zu können. Während *Welling*s Beitrag die Möglichkeit des Gruppendiskussionsverfahrens als Instrument für Evaluationsstudien nur andeutet, so beschreibt der Aufsatz von *Claudia Streblow* die Evaluation eines Schulsozialarbeitsprojekts. In Gruppen werden die Schülerinnen und Schüler zu der eingerichteten Schulstation befragt, die sie während des gesamten Schultages, Pausen wie Unterricht, aufsuchen können. Anliegen der Studie ist es, die Bedeutung der Schulstation für die Handlungspraxis der Jugendlichen an der Schnittstelle zwischen Schule und Peers zu fassen. Teilnehmende Beobachtungsprotokolle wurden ergänzend erstellt.

Drei der vier Beiträge des dritten Kapitels „*Handlungspraxis und Legitimation im organisatorischen und gesellschaftlichen Kontext*“ weichen von einigen ansonsten zentralen Merkmalen des Gruppendiskussionsverfahrens ab, indem z.B. *Anja Mensching* keine Realgruppen von Polizeibeamten bzw. -beamtinnen befragt, möchte sie dem Verhältnis der gelebten Hierarchie und den tatsächlichen Orientierungen zu den Über- und Unterordnungsverhältnissen auf die Spur kommen, ohne Gefahr zu laufen, dass die Erfahrungen in den Dienststellen ausgetauscht würden, wie es bei tatsächlichen Kollegen-Vorgesetzten-Gruppen denkbar wäre. *Nadia Kutscher* verwendet Fallbeispiele, sogenannte Vignetten, als Diskussionsgrundlage, um mit der Anknüpfung an die professionelle Praxis einen selbstläufigen Diskurs zu fördern, damit die moralischen Orientierungen von im Bereich der Jugendhilfe tätigen Teams erfasst werden können. In ähnlicher Weise wollen *Kai Dröge*, *Sighard Neckel* und *Irene Somm* mit Hilfe von Fallbeispielen, als Szenariotechnik, der Bedeutung bzw. Verankerung des Leistungsprinzips für die Wahrnehmung bzw. Legitimation von Statuszuweisungen im gesellschaftlichen Kontext auf den Grund gehen und verzichten

ebenfalls auf die Befragung von Realgruppen, die jedoch hinsichtlich der Angehörigkeit zu bestimmten institutionellen Kontexten homogen zusammengesetzt sind. *Frank Ernst* fragt, wie die Begriffe Ehrenamt, Engagement und Gemeinsinn von ehrenamtlich Engagierten gedeutet werden, um davon ausgehend die Bedeutung des Wandels von Ehrenamtlichkeit auf gesellschaftlicher Ebene für die kollektiven Orientierungen der Befragten zu bestimmen. Dabei werden die Gruppendiskussionen ohne Variation im Rahmen eines multimedialen Designs angewendet.

Zwar wird Kapitel Vier mit „*Allgemeine methodische Reflexionen und Zugänge*“ überschrieben, aber die fünf Beiträge führen ebenso wie die vorherigen exemplarische Rekonstruktionen vor, die allerdings von methodologischen Überlegungen gerahmt sind. Die Diskursorganisation und deren Analyse sind Gegenstand des Beitrages von *Ralf Bohnsack* und *Aglaja Przyborski*, die mit der Anführung verschiedener Diskursmodi darauf hinweisen, dass nur mit der näheren Betrachtung der wechselseitigen Bezugnahme der Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Diskurs das Bestehen eines konjunktiven Erfahrungsraumes angenommen und in der weiteren semantischen Interpretation inhaltlich ausdifferenziert werden kann. In ähnlicher Weise wie Weller geht auch *Arnd-Michael Nohl* auf den Kommunikationsprozess zwischen Befragten und Forscher bzw. Forscherin ein und entwirft ein Konzept der interkulturellen Kommunikation, das gleichsam auf die Partizipation an verschiedenen Erfahrungsräumen als Milieus und als ethnische Zugehörigkeit eingeht. Über das Gruppendiskussionsverfahren kann ein Zugang zu beiden Kontexten hergestellt werden. Zwei Beiträge verbinden die empirische Arbeit anhand von Gruppendiskussionen mit anderen Forschungsfeldern. So entwickeln *Ralf Bohnsack* und *Iris Nentwig-Gesemann* ein Modell dokumentarischer Evaluationsforschung in Anknüpfung an bestehende Ansätze, wie Stake (2000) und stellen es vermittelt über die Beschreibung einer Evaluationsstudie zur Peer-Mediation im schulischen Kontext dar. Eine Anbindung des Gruppendiskussionsverfahrens an das Feld der Medienrezeptionsforschung stellt *Burkhard Michel*

her, der über die Rekonstruktion der spezifischen Deutungsmuster einer Gruppe, die sich im Diskurs über die Motive einer Photographie auseinandersetzt, Rückschlüsse über den Milieuzusammenhang und den Habitus zieht. Den Abschluss des vierten Kapitels und damit des ganzen Bandes bildet der Beitrag von *Burkhard Schäffer*, der sich mit den Lern- bzw. Vermittlungsprozessen der Methode auseinandersetzt, die hier als rekonstruktive Didaktik qualitativen Forschens gesetzt wird, dessen Förderung unter anderem ein generelles Anliegen der Publikation ist. Sehr deutlich wird durch die Schilderung von Diskursen im Rahmen eines Methodenseminars, wie sich eine Analyseeinstellung unter Studentinnen und Studenten zu entwickeln beginnt, deren Ausbildung in forschungspraktischen Kontexten fortgesetzt werden kann. Auch wenn sich Kapitel Vier eher den methodologischen Aspekten widmet, weisen in verschiedener Differenziertheit auch die vorangehenden Beiträge methodologische Bezüge auf. Darin zeigt sich eine Untrennbarkeit von Methodologie und methodischem Vorgehen und gleichzeitig wird auf die notwendige Reflexion als Teil der Forschungspraxis verwiesen.

In einem gut lesbaren Umfang geben die Beiträge nicht zuletzt durch ihre Anzahl einen umfassenden Eindruck von der Forschungspraxis des Gruppendiskussionsverfahrens, die sich hier unter anderem durch die Triangulation verschiedener methodischer Zugänge auszeichnet. Denn auffällig ist, dass im Erhebungsprozess zu meist weitere Instrumente, z.B. das teilnehmende Beobachten oder weitere quantitative Verfahren eingesetzt werden. Anzumerken ist, dass es an einem Beitrag, der sich mit der Praxis der Typenbildung als angestrebtem Resultat des Verfahrens detailliert auseinandersetzt, fehlt. Unabhängig davon kann die Veröffentlichung einen ersten Überblick geben. Das konkrete Vorgehen in der Erhebungs- wie Auswertungsphase wird differenzierter in anderen Publikationen der Autoren bzw. Autorin beschrieben. Absolut lesenswert ist der Band jedoch aufgrund des breiten Spektrums an inhaltlichen Themen, die anspruchsvoll dargestellt werden und Anschlüsse bzw. Anregungen für verschiedenste Forschungsvorhaben bereithalten.

Sylke Fritzsche

Franz Hamburger, Tarek Badawia, Merle Hummrich (Hrsg.) (2005): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 344 Seiten, ISBN 3-531-14856-7, € 29,90.

Bei diesem Buch handelt es sich um einen Herausgeberband, der im Rahmen der Schriftenreihe „Schule und Gesellschaft“ des VS Verlages für Sozialwissenschaften erschienen ist. Angesichts der erschütternden Befunde der PISA-Studien und damit einhergehend der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten über die Bildungs- und Integrationspolitik der Bundesrepublik Deutschland steht die Brisanz dieses Sammelbandes wohl außer Frage: Die größtenteils lesenswerten Beiträge untersuchen die Bedingungen von Migration und Bildung in Deutschland und versuchen teilweise auch Lösungsansätze für verschiedene Probleme einer Migrationspädagogik zu finden. Das thematische Spektrum der teils empirisch begründeten, teils theoretisch ausgerichteten Beiträge ist der Komplexität dieses Untersuchungsfeldes entsprechend breit: es umfasst die Ebene der Professionellen, die Ebene der Institution und Interaktion, die Ebene der Lebenswelt sowie die Ebene der Reflexion.

Der erste Teil des Bandes *Die Perspektive der Professionellen* ist dem Aspekt der pädagogisch Handelnden gewidmet und hebt die Bedeutung einer kulturellen Kompetenz dieser hervor.

So zeigt *Claus Melter* im Rahmen einer explorativen qualitativen Studie am Beispiel von Jugendlichen mit Immigration-hintergrund und deren betreuenden PädagogInnen, dass fehlende antirassistische Qualifikation und nicht gegebene interkulturelle Ausrichtung von Seiten der pädagogischen Praxis weitreichende negative Konsequenzen im Bereich der Betreuung der Immigrant*innen Jugendlichen haben. *Carla Schelle* plädiert in ihrem Beitrag im Hinblick auf eine erfolgreiche Ausländerpädagogik für eine professionelle Deutungs-, Reflexions- und Handlungskompe-

tenz, sowie für einen sensiblen und interpretativen Umgang mit Zeichen, Symbolen und Ausdrucksformen. *Paul Walter* weist anhand einer Untersuchung über kulturbezogene Urteile und Fehleurteile von Lehrpersonen einerseits ebenfalls auf die Notwendigkeit interaktionspädagogischer und kultureller Sensibilität hin und fordert andererseits von der empirischen Wissenschaft einen angemessenen bzw. sensiblen Umgang mit der schulpädagogischen Praxis, der die Handlungsprobleme von LehrerInnen mit betrachtet. Der Schwerpunkt der qualitativ angelegten Analyse von *Martina Weber* liegt auf herkunfts- und geschlechtsbezogenen Selbst- und Fremdschreibungen zwischen Lehrkräften und SchülerInnen mit Migrationshintergrund, die unter verschiedenen Aspekten untersucht wurden. Sie kommt zu dem Schluss, dass der Bewertungsmaßstab von LehrerInnen für die kulturellen Ressourcen von SchülerInnen durch deren soziale Zugehörigkeit beeinflusst wird.

Im zweiten Teil des Sammelbandes werden *Bildungsprozesse in Institution und Interaktion* vorgestellt.

Der Beitrag von *Claudio Bolzman*, *Rosita Fibbi* und *Marie Vial* zeigt am Beispiel der Integration von Mitgliedern der zweiten Generation in die schweizerische Gesellschaft, dass eine starke individuelle Motivation zu sozialer Mobilität und eine aktive Unterstützung durch die Familie – vor allem in Bezug auf die Förderung der Motivation – wesentliche Einflussfaktoren für deren erfolgreiche Ausbildung bzw. berufliche Eingliederung sind. Zudem machen sie in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung von exogenen Kontextvariablen, wie die soziale Behandlung der Eingewanderten, aufmerksam. Im Mittelpunkt der qualitativ angelegten Untersuchung von *Merle Hummrich* und *Christine Wiezorek* stehen familiäre und schulische Generationsbeziehungen. Die Überwindung sozialer Ungleichheit bedarf nach Aussage der Autorinnen eines „(schul-)biographischen Passungsverhältnisses“ (S. 118), einer individuell-biografischen Übereinstimmung von Familie und Schule. *Angelika Kaffrell-Lindahl* gibt in ihrem Artikel einen kurzen Einblick in ihre noch am Anfang stehende Studie ‚Die Welt in der Familie‘, in der sie die Beschreibungen und

Erfahrungen von interethnischen Paaren über ihr gemeinsames Leben als Familie untersucht. *Heinz Reinders*, *Tanja Mangold* und *Karina Greb* heben das Potenzial der Ko-Kulturation in der Adoleszenz für multikulturelle Gesellschaften hervor. Ko-Kulturation meint dabei „jene Prozesse, in denen kulturelle Elemente von Majorität und Minorität gleichermaßen in soziale Aushandlungsprozesse einfließen“ (S. 140). Sie ermöglicht Offenheit gegenüber anderen, also das demokratische Neben- und Miteinander verschiedener Kulturen. Der Beitrag von *Uwe Sandfuchs* und *Clemens Zumhasch* berichtet über eine wissenschaftliche Begleituntersuchung der Primarstufe einer Deutsch-Italienischen Gesamtschule in Wolfsburg.

Der dritte Teil *Bildung in lebensweltlicher Perspektive* vereint Beiträge, die Bildung mit der Lebenswelt verknüpfen.

So versucht *Rosario Alonso Alonso* Prozesse und Mechanismen aufzuzeigen, die zu einem latenten Rassismus führen und stellt fest, dass der Sozialisationsprozess oder das soziale Lernen sowie der soziale Kontext diskriminierenden Verhaltensweisen Raum gibt. *Tarek Badawia* betrachtet in seinem Beitrag Integration als individuelles Lebensführungsprojekt und erstellt einen dreiphasigen Modellversuch über den Gesamtprozess einer interkulturellen Selbstbildung als Prozess der Identitätstransformation. *Isabell Diehm* und *Melanie Kuhn* greifen in ihrer qualitativ angelegten Untersuchung des Stellenwertes von Ethnizität in der kindlichen Lebenswelt ein Forschungsdesiderat im Bereich der interkulturellen Pädagogik auf und verdeutlichen, dass Kinder einen „eigenständigen und eigen-sinnigen Umgang mit ethnischen Unterscheidungen“ (S. 223) haben. *Susan Edholm-Wenz* plädiert in ihrem Beitrag für einen professionell-pädagogischen Umgang mit jugendlichen Migranten und eine fallspezifische Bezugnahme auf diese im Rahmen von pädagogischer Arbeit. *Peter Nick* thematisiert Konstruktionen von Fremdheit, Kultur und Identität und kommt zu dem Schluss, dass die Konfrontation mit dem Fremden und Unbekannten zugelassen werden muss, um den Anforderungen kultureller Austauschprozesse in multikulturellen Gesellschaften gerecht zu werden. Der Artikel

von *Heike Niedrig* geht am Beispiel junger Flüchtlinge der Frage nach den Ressourcen und Potenzialen für Bildungsprozesse nach – und zwar für die Jugendlichen selbst als auch für die Aufnahmegesellschaft.

Räume der Reflexion, Teil vier des Sammelbandes behandelt pädagogische Reflexionsversuche.

Ingrid Gogolin vergleicht in ihrem Beitrag die Integrationserfahrungen von Deutschland mit denen von Großbritannien und der Schweiz und plädiert für ein ausgewogenes Verhältnis von Integrationsangeboten und Integrationsforderungen sowie für eine Politik der Integration, die auf Dauer ausgerichtet ist. *Ulrike Hormel* und *Albert Scherr* machen auf der Grundlage von Ergebnissen eines Forschungsprojektes, das auf die Entwicklung programmatischer Konturen einer ‚Bildung für die Einwanderergesellschaft‘ ausgerichtet war und einer Auseinandersetzung mit der internationalen Fachdiskussion sowie einer Analyse der Bildungspolitik und Schulentwicklung in Frankreich, Kanada und England deutlich, dass eine umfassende Veränderung des Bildungssystems und der pädagogischen Ausbildung notwendig ist. *Paul Mecheril* formuliert in seinem Artikel eine programmatische Kritik an die Pädagogik. Eine Pädagogik, die migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen entspricht, sollte eine Pädagogik der Mehrfachzugehörigkeit sein und kann sich „nicht aus der beständigen Notwendigkeit der (selbst)reflexiven Auseinandersetzung entlassen“ (S. 318).

Insgesamt betrachtet handelt es sich um eine empfehlenswerte Darstellung aktueller Forschungsarbeiten im Bereich der Bildungs- und Migrationsforschung sowie auch theoretischer Thematisierungen migrationsrelevanter pädagogischer Probleme. Allerdings wäre eine sichtbare Verknüpfung zwischen den Beiträgen wünschenswert gewesen. Zudem erscheint die Gliederung und Lokalisierung der einzelnen Artikel als willkürlich. Vor dem Hintergrund der Komplexität des Themenfeldes wäre eine zusammenfassende Kommentierung aller versammelten Beiträge am Anfang des Herausgeberbandes sicherlich hilfreich für die Lektüre und thematische Einordnung gewesen. Leider lässt auch die Lesbarkeit des Sammelbandes zu

wünschen übrig: So wird der aufmerksame Leser nicht nur durch die zahlreichen Rechtschreib- und Grammatikfehler abgelenkt, nicht kohärente und nicht durchgehende Tabellen- und Abbildungsbeschriftungen tragen außerdem teilweise zum Verständnisverlust bei. Der große Gewinn der von Franz Hamburger, Tarek Badawia und Merle Hummrich herausgegebenen Sammlung liegt dessen ungeachtet zweifelsohne darin, dass die Herausgeber in

einem abschließendem Kapitel resümierend zum einen die Bedeutung einer professionellen reflexiven Pädagogik und zum anderen die Möglichkeiten einer Komplementarität von quantitativer und qualitativer Bildungs- und Migrationsforschung hervorheben, um „dualistische Betrachtungsweisen einseitig chancenorientierter oder defizitorientierter Ansätze zu überwinden“ (S. 337).